

Ulrike Gaida

Diakonieschwwestern

Arbeit und Leben in der SBZ
und der DDR



Mabuse-Verlag

Diakonieschwestern

Die Autorin

Ulrike Gaida war viele Jahre als Krankenschwester tätig, arbeitete nach dem Studium der Geschichtswissenschaften als pädagogische Mitarbeiterin in der Bildungs- und Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz und promovierte über „Bildungskonzepte der Krankenpflege in der Weimarer Republik“.

Ulrike Gaida

Diakonieschwestern

Leben und Arbeit in der SBZ und DDR

Mabuse-Verlag
Frankfurt am Main



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren AutorInnen und zum Verlag finden Sie unter: www.mabuse-verlag.de.

Wenn Sie unseren Newsletter zu aktuellen Neuerscheinungen und anderen Neuigkeiten abonnieren möchten, schicken Sie einfach eine E-Mail mit dem Vermerk „Newsletter“ an: online@mabuse-verlag.de.

Der Druck dieses Buches wurde durch die freundliche finanzielle Unterstützung der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e. V. möglich.

2., durchgesehene Auflage 2016

© 2015 Mabuse-Verlag GmbH

Kasseler Str. 1 a

60486 Frankfurt am Main

Tel.: 069 – 70 79 96-13

Fax: 069 – 70 41 52

verlag@mabuse-verlag.de

www.mabuse-verlag.de

Satz: Björn Bordon, MetaLexis, Niedernhausen

Umschlaggestaltung: Marion Ullrich, Frankfurt am Main

Umschlagfoto: Archiv des Evangelischen Diakonievereins Berlin-Zehlendorf e. V. (ADV)

Inhaltsverzeichnis

Grußwort von Barbara Eschen **7**

Vorwort von Constanze Schlecht und Jan Dreher **9**

Einleitung von Margret Rüsen **13**

1. Lebensumstände der Diakonieschwestern in Ostdeutschland **31**

1.1 Nachkriegserleben 33

1.2 Berufswahl 50

1.3 Kirche und Diakonie als Insel 72

1.4 Kooperationen 82

2. Politische Repressionen **91**

2.1 Repressionen im Arbeitsalltag 100

2.2 Repressionen in Schule und Hochschule 117

2.3 Der Mauerbau 127

3. Arbeiten, Wohnen und gemeinsames Leben **147**

3.1 Das Selbstverständnis der Diakonieschwestern 149

3.2 Die Ausbildung zur Kranken- und Kinderkrankenschwester 152

3.3 Arbeitserfahrungen im Klinikalltag 163

3.4 Die Rolle der Stationsschwestern 195

3.5 Die Zusammenarbeit mit Ärztinnen und Ärzten 198

3.6 Die Patientinnen und Patienten 205

4. Arbeiten außerhalb des Krankenhauses	219
4.1 Heimdiakonie	220
4.2 Kirchliche Fürsorge der Inneren Mission in Sachsen	260
4.3 Gemeinde- und Altenpflege	267
4.4 Das Diakonische Werk in der Schönhauser Allee	287
5. „Wende“-Erlebnisse	289
Nachwort von <i>Ellen Muxfeldt</i>	333
Anhang	335
Verzeichnis der Interviewpartnerinnen	335
Interviewleitfaden	337
Zeitleiste	339
Glossar	341
Verzeichnis der Abbildungen (Bildarchiv des ADV)	346
Quellen- und Literaturverzeichnis	347

Grußwort von *Barbara Eschen*

„Es ist alles Geschichte. Also ich sehe mein Leben (...) inzwischen mit meinen gut 80 Jahren als eine Geschichte, die sich abgespielt hat, und ich war mitten drin.“ So antwortet eine 1933 geborene Diakonieschwester, gefragt nach den Auswirkungen des Mauerbaus 1961 auf ihr Leben und Arbeiten in der DDR.

Ja, die hier zu Wort kommenden Schwestern haben ein Stück Zeitgeschichte erlebt und wirken durch das vorliegende Forschungsprojekt daran mit, Geschichte zu schreiben. Denn schon ein Großteil der heute berufstätigen Schwestern, erst recht die derzeitigen und künftigen Auszubildenden, kennen die Lebens- und Arbeitssituation in der DDR nicht mehr aus eigener Erfahrung. Die O-Töne ihrer alt gewordenen Mitschwestern gewähren ihnen einen lebendigen Einblick in eine besondere Phase des sozialen Protestantismus, die von der Kirchengeschichtsschreibung bislang kaum beleuchtet wurde.

Das beginnt bei dem Spagat, aufgrund der unterschiedlichen Systeme zwei eigenständige organisatorische Gebilde schaffen zu müssen und dennoch am Selbstverständnis einer gesamtdeutschen Schwesternschaft festzuhalten. Formale Struktur, Anstellungsträgerschaft und Verwaltung wurden separat geregelt. Weil der gemeinsame Besuch der Schwesterntage im Heimathaus des Diakonievereins im Westberliner Zehlendorf nicht mehr möglich war, bekamen die Schwesterntage im Ostberliner Weißensee einen besonderen Stellenwert. Auch Räumlichkeiten und Kontakte im Diakonischen Werk in der Schönhauser Allee beförderten den Austausch zwischen Ost und West. Eindrücklich berichten Schwestern aber auch von den Mitteln und Wegen, wie die ganz persönliche, informelle Kontaktpflege von Schwestern aus Ost und West gelang, wenn es als Verabredung im Gottesdienst in der Ostberliner Marienkirche etwa hieß: „Tante Mariechen hat Geburtstag und freut sich, wenn sie uns sieht.“

Das Bild, das sich durch die Vielstimmigkeit der persönlichen Erfahrungsberichte ergibt – 44 Diakonieschwestern der Geburtsjahrgänge 1924–

1969 wurden interviewt – ist differenziert. Es entzieht sich der Schwarz-Weiß-Malerei und der schematischen Bewertung. War es schmerzhaft, dass in den 1950er Jahren in zahlreichen städtischen Kliniken der DDR den konfessionellen Schwestern gekündigt wurde, so wurde es als ähnlich enttäuschend und unverständlich erlebt, dass nach 1990 Einrichtungen wie das traditionsreiche Anna-Hospital in Schwerin geschlossen wurden und dass viele Berufsbiografien vorzeitig abbrachen. War man einerseits froh und dankbar, wieder als gesamtdeutsche Schwesternschaft beieinander zu sein, so fiel es manchen doch schwer, dass man sich nun nicht mehr so gut kannte und nicht einmal dasselbe Vokabular verwendete. Auch dass der Nachwuchs in diakonischen Kliniken nach der Wiedervereinigung eher leistungsorientiert ausgewählt wurde und die gemeinsame Glaubensgrundlage nicht mehr dasselbe Gewicht hatte wie zur DDR-Zeit, in der Kirche und Diakonie oftmals als „Insel“ erlebt wurden, wird rückblickend bedauert. Manches änderte sich hingegen gar nicht. Um Pflegesätze gekämpft wurde hüben wie drüben, damals wie heute.

Mir als „Wessi“ hilft die Lektüre dieser unterschiedlichen, sehr subjektiven und persönlichen Schilderungen, mir ein facettenreiches Bild von einem speziellen Kapitel Diakoniegeschichte zu machen. Dieses Ergebnis eines qualitativen Forschungsansatzes ergänzt andere Formen der historischen Aufarbeitung, die ich ähnlich wie das Projektteam für wünschenswert halte. Mein herzlicher Dank gilt den Schwestern, die ihre Erinnerungen zugänglich gemacht haben, und den Verfasserinnen, die diese Schätze gehoben haben. Gerade in der jüngeren Generation wünsche ich dem Buch Verbreitung. Es möge als Anregung dienen, mit den Zeitzeuginnen auch das direkte Gespräch zu suchen, so lange sie am Leben sind. Denn diakonisches Handeln geschieht in Gemeinschaft, und jede Gemeinschaft schreibt auf ihre Weise Geschichte.

Kirchenrätin Barbara Eschen
Direktorin des Diakonischen Werkes
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

Vorwort von *Constanze Schlecht und Jan Dreher*

Vor 120 Jahren – gut ein Jahr nach der Gründung des Evangelischen Diakonievereins Berlin-Zehlendorf e. V. – entschlossen sich die ersten Schwestern dazu, einen stärkeren Zusammenhalt als bis dahin zu wagen. Leben miteinander zu teilen und füreinander einzustehen, war ihnen wichtig. Das Zeichen, das ihnen als geistlicher Gemeinschaft dafür als richtig und grundlegend erschien, war die erste Einsegnung, die am 6. Oktober 1895 stattfand.

120 Jahre nach der ersten Einsegnung, das sind 120 Jahre gelebte Schwesternschaft. Diese veranlassten uns dazu, den Blick zurückzuwerfen. Dabei fiel unser Blick auf die jüngere deutsche Vergangenheit.

Miteinander zu leben ist ohne den gesellschaftlichen Kontext undenkbar. Die Geschichte der Schwesternschaft festzuhalten, sich mit ihr auseinanderzusetzen, um für die Zukunft zu lernen, bedeutet deshalb auch immer, die Menschen in ihrer jeweiligen Zeit zu sehen und aus dieser heraus ihr Handeln zu verstehen.

Zwei unterschiedliche politische Systeme haben Deutschland in den Jahren 1945 bis 1989 geprägt. Zwei Systeme, die Einfluss auf unsere Schwesternschaft und unser Miteinander genommen haben. Zwei Systeme, die Menschen geprägt und ihre persönliche und berufliche Entwicklung entscheidend beeinflusst haben. Zwei Systeme, in denen Menschen Zwischenräume gesucht und gefunden haben, um Brücken zu bauen und Fäden nicht abreißen zu lassen. Zwei Systeme, in denen Menschen aus ihrem Glauben heraus gearbeitet, gehandelt und gelebt haben. Zwei Systeme, in denen Menschen durch Mauern getrennt waren und dennoch das Gespräch nie haben abreißen lassen.

In dem Bewusstsein, dass Geschichte auch unser Heute prägt, sollte mit diesem Forschungsauftrag der Blick auf die eine Seite der Mauer gewagt werden: hin zu den Schwestern, die in der Deutschen Demokratischen Republik gelebt haben. Bereits auf dem ersten gemeinsamen Schwesterntag am 25. April 1990 hatte der damalige Vorstandspfarrer und Direktor des Evangelischen Diakonievereins, Pastor Hanns-Christoph Henckel, in

seinem Vortrag ausgeführt: „Entwicklungen einer Generation können nicht durch kurzfristige Beschlüsse beiseitegeschoben werden, können aber in Zukunft zu neuen Entwicklungen führen. Dazu brauchen wir Lebensgeschichten der älteren Schwestern und Initiative der jüngeren in gemeinsamer Übung.“

Uns war wichtig, die Schwestern selbst zu Wort kommen zu lassen, ihnen Aufmerksamkeit und Gehör zu verschaffen. Ihr unterschiedliches Lebensalter hat ihr jeweiliges Erleben und ihre persönliche Geschichte geprägt. Ihre Lebensleistung in dieser besonderen Zeit darf nicht vergessen werden. Sie muss für unsere ganze Schwesternschaft und darüber hinaus zugänglich gemacht werden und zugänglich bleiben. Junge Menschen sollen aus erster Hand erfahren können, was bis heute in unserem schwesternschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenleben wirkt. Dass wir mit dem Auftrag zu diesem Buch Schätze heben könnten, haben wir gehofft. Welch großer Reichtum uns dabei zufallen würde, haben wir höchstens geahnt.

Unser großer Dank gilt daher zuerst all den Schwestern, die bereit waren, sich einem Interview zu stellen, Fragen zu beantworten, aus ihrem Leben zu berichten und uns damit an ihrer persönlichen Geschichte teilhaben zu lassen. Unser großer Dank gilt Schwester Dr. Ulrike Gaida, die mit der Leitung dieses Forschungsprojektes die Verantwortung für all das, was mit der Realisierung desselben notwendig wurde, übernommen hat. All jenen, die ehrenamtlich gereist sind, Fragen gestellt, Abschriften gefertigt und gegengelesen haben, die sich unermüdlich eingesetzt haben und ohne die dieses Buch niemals hätte realisiert werden können, gilt unser großer Dank: Schwester Ilse Lorenz, Frau Oberin Ellen Muxfeldt, Schwester Margret Rösen und Schwester Regina Sümnick.

Dass unsere Schwesternschaft die Jahre der Trennung in zwei deutschen Staaten als *eine* Schwesternschaft erleben konnte, ist maßgeblich unseren Vorgängerinnen und Vorgängern im Amt des Vorstandes des Evangelischen Diakonievereins, ihrem Engagement, ihrer Fantasie, unmenschliche Grenzen zu überwinden, und ihrem Weitblick zu verdanken. Mit großer Hochachtung denken wir daher an Frau Oberin

Hanna Erckel, Frau Oberin Hanna Schomerus, Frau Oberin Ursula von Dewitz, Frau Oberin Annemarie Klütz, Frau Oberin Margret Gramzow, Frau Oberin Helga Heß und Herrn Kirchenrat Fritz Mieth, Herrn Pastor Dr. Werner Bellardi, Herrn Pastor Dr. Reinhard Neubauer, Herrn Pastor Hartmut Warns und Herrn Pastor Hanns-Christoph Henckel. Ganz besonders ist Herrn Pfarrer Werner Braune zu danken, der als geistlicher Kurator der Diakonieschwesternschaft in der DDR zur Seite stand und sie auch nach außen vertrat. In gleicher Weise danken wir Frau Oberin Lisbeth Wüllenweber, Frau Oberin Elli Schulze, Frau Oberin Dorothea Demke und Frau Oberin Anne Heucke welche die Diakonieschwesternschaft in der DDR leiteten und maßgeblich dazu beitrugen, dass der Gesprächsfaden nie abbricht.

Der Blick auf die eine Seite der Mauer prägt dieses Buch. Lassen Sie uns diesen Blick nutzen, um miteinander ins Gespräch zu kommen, den Reichtum unserer unterschiedlichen Biografien zu entdecken und daraus Mut zu schöpfen für unser Morgen. Denn: Auch dieser Abschnitt der Zeit zeigt uns, dass Gott am Wirken ist, uns festhält und uns segnet. Mit dieser Zuversicht gehen wir unseren Weg. Und wir werden hoffentlich – in einem neuen Projekt – in absehbarer Zeit den Blick auf die andere Seite der Mauer tun, um unsere Sicht auf die Jahre 1945 bis 1989 zu vervollständigen. Allerdings wird dieser Blick nur ganz, wenn wir es noch einmal wagen, uns der Geschichte ab 1933 zu stellen.

Diesem Buch wünschen wir viele Leserinnen und Leser – in unserer Schwesternschaft und darüber hinaus.

Constanze Schlecht
Vorstandsoberrin des
Evangelischen Diakonievereins
Berlin-Zehlendorf e. V.

Jan Dreher
Kaufmännischer Vorstand des
Evangelischen Diakonievereins
Berlin-Zehlendorf e. V.

Einleitung von Margret Rösen

Im Jahr 2015 feiert Deutschland den 25. Jahrestag seiner Wiedervereinigung. Eine Generation ist herangewachsen, die die Zeit der Teilung nicht mehr aus eigenem Erleben kennt. Was für Deutschland als Ganzes gilt, hat seine Parallele in der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins Berlin-Zehlendorf: Auch sie war über Jahrzehnte geteilt, musste sich in der DDR eine eigene Struktur und Verwaltung geben, und wenngleich auch die Kontakte zwischen Ost- und West-Schwesterschaft mit viel Fantasie und Kreativität gepflegt wurden und weitestgehend das Bewusstsein *einer* Schwesternschaft erhalten blieb, so gingen die Entwicklungen doch unterschiedliche Wege. Das Anliegen des Interviewprojektes, aus dem dieses Buch hervorgeht, ist es, die Erfahrungen von Diakonieschwestern in der ehemaligen DDR zu dokumentieren, zu würdigen und für kommende Generationen bewusst und nachvollziehbar zu machen. Es versteht sich als ein Beitrag zur Erforschung der konfessionellen Krankenpflege in der DDR.

Das Projekt

Seit dem Sommer 2013 traf sich eine Arbeitsgruppe von fünf Diakonieschwestern unter der Leitung der Diakonieschwester und Historikerin Dr. Ulrike Gaida zur Vorbereitung und Durchführung des Projektes. Das Vorhaben wurde im Dezember 2013 in der Zeitschrift „Die Diakonieschwester“ vorgestellt und Schwestern, die in der DDR gelebt und gearbeitet hatten, wurden hier aufgefordert, sich für ein Interview zur Verfügung zu stellen. Etliche Diakonieschwestern meldeten sich daraufhin, andere wurden gezielt angesprochen. Hinsichtlich der Altersspanne, der Lebensumstände und der Tätigkeitsbereiche sollte so eine möglichst breit gefächerte Gruppe von Interviewpartnerinnen gewonnen werden. Ab Februar 2014 wurden mit insgesamt 44 Diakonieschwestern Interviews geführt und aufgezeichnet. Alle bis auf eine hatten zwischen 1945 und 1990 in der ehemaligen DDR gelebt und gearbeitet. Diese eine Schwester wirkte im Rahmen ihrer Aufgaben in der „Diakonieschule“

in Berlin-Zehlendorf an der Kontaktpflege zwischen Ost- und West-Schwesternschaft mit. Auch der ehemalige geistliche Kurator der Diakonieschwesternschaft in der DDR, Pastor Werner Braune, damaliger Direktor der Stephanus-Stiftung und Vorsitzender des Hauptausschusses der Diakonie der DDR (Innere Mission und Hilfswerk), erzählte in einem ausführlichen Interview über die Situation der Schwesternschaft und der kirchlichen Einrichtungen in der DDR aus seiner Perspektive.¹

Die Geburtsjahrgänge der interviewten Diakonieschwestern bewegen sich zwischen 1924 und 1969. Bis auf eine Schwester, die medizinisch-technische Assistentin war, haben alle anderen die Kranken- oder/und die Kinderkrankenpflege erlernt und darüber hinaus teilweise weitere Aus- und/oder Weiterbildungen absolviert. Die Tätigkeitsbereiche der Befragten reichen von Krankenhäusern, Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen, Altenheimen, Gemeindepflegestationen, Heilstätten, Verwaltung bis zur Leitung der Schwesternschaft. Einige der Diakonieschwestern trugen Verantwortung für Ausbildung und Unterricht, in Kirchengemeinden sowie in der Geschäftsstelle des Diakonischen Werkes in der DDR², in der acht Landeskirchen und Freikirchen vertreten wurden. Die Mehrzahl der befragten Schwestern ist ledig, dreizehn von ihnen sind verheiratet.

Die Mitglieder der Arbeitsgruppe, Ulrike Gaida, Ilse Lorenz, Ellen Muxfeldt und Regina Sümlich, nahmen Kontakt zu den Interviewpartnerinnen auf, besuchten sie an ihren Wohnorten und führten Leitfaden gestützte Interviews (siehe Anhang) durch. Der Leitfaden strukturierte die Gesprächssituation im Interview, half dabei, Erinnerungsmuster aufzubrechen und den Fokus der Erzählung auf das Alltagserleben zu richten. Die Interviews wurden nach einheitlich festgelegten Regeln wörtlich transkribiert. Dies übernahmen größtenteils Ilse Lorenz und Regina Sümlich; wenige Interviews wurden auch extern in Auftrag gegeben.

¹ ADV Zeitzeugenarchiv.

² Die Geschäftsstelle des Diakonischen Werkes in der DDR befand sich in Berlin-Prenzlauer Berg, Schönhauser Allee 59.

Margret Rösen legte ein Zeitzeugenarchiv an. Darin archivierte sie die Tonträger und die Transkripte, übernahm Aktenrecherchen im Archiv des Evangelischen Diakonievereins und stand den Interviewpartnerinnen für Rückfragen zur Verfügung. Alle Interviewpartnerinnen erhielten das Transkript ihres Interviews zugesandt mit der Bitte, etwaige Übertragungsfehler (z. B. bei Personen- oder Ortsnamen) zu korrigieren. Dabei ergab sich in Einzelfällen die Bitte, bestimmte Aussagen nicht zu veröffentlichen. Diesem Wunsch wurde selbstverständlich entsprochen. Anschließend wurden die Interviews nach Themen systematisch analysiert.

Für die Auswertung wurden zudem Akten aus dem Archiv des Evangelischen Diakonievereins Berlin-Zehlendorf e. V. (ADV), eine Tonaufnahme aus dem Jahr 1977 von Oberin Martha Wilkens (1895–1983), ihr Tagebuch aus dem Jahr 1945 sowie relevante Literatur verwandt (Literaturliste). Berücksichtigt wurde auch ein Interview mit Regina Sümnick, die zu DDR-Zeiten in Prenzlau als nicht konfessionell gebundene Krankenschwester gearbeitet hat und im Jahr 1995 Glied der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins wurde. Zudem stellten einige der interviewten Diakonieschwestern schriftliches Material wie Dokumente, Lehrbriefe und eigene Fachartikel sowie historische Zeitungsausschnitte zur Verfügung.

Die Zusammensetzung der Projektgruppe aus Diakonieschwestern bot den Vorteil einer vertrauensbedingten Offenheit zwischen Interviewerinnen und interviewten Schwestern und die Kenntnis interner Gegebenheiten, die eine Auswertung der Interviewinhalte vereinfacht. Zur Objektivierung der Ergebnisse fehlte jedoch die kritisch beobachtende Außenperspektive. Aus diesem Grund fand ein regelmäßiger Austausch zwischen der Projektgruppe und drei versierten Historikerinnen als externen Beraterinnen statt. Dr. Petra Fuchs (Berlin), Dr. Sylvelyn Hähner-Rombach (Stuttgart) und Dr. Ulrike Winkler (Trier) begleiteten die Arbeiten kritisch.

Dass auch unter der Prämisse einer möglichst objektiven Auswertung die Interviewaussagen auf subjektiven Erinnerungen basieren, liegt

in der Natur der Sache: Nicht nur erleben Menschen Situationen unterschiedlich, wobei vor allem die situationsbegleitenden Emotionen die Erinnerung prägen, sondern Gedächtnisinhalte erfahren auch durch nachfolgende Eindrücke sowie bewusste und unbewusste Bewertungen Veränderung. Auch gruppen- oder gesellschaftsspezifische Sichtweisen und Deutungsmuster spielen eine nicht unerhebliche Rolle. Insofern ist, wie bei jeder qualitativen Forschung, die Gesamtschau, basierend auf den unterschiedlichen Interviews in Kombination mit den weiteren Quellen, bedeutsam. Diese Verknüpfung erwies sich aber auch in umgekehrter Richtung als unentbehrlich, da sich die schriftliche Überlieferung stellenweise als weniger ergiebig darstellte als erwartet. Vermutlich wurde vieles nicht verschriftlicht oder so verschlüsselt niedergelegt, dass es der „Übersetzungshilfe“ durch Interviewaussagen oder der gezielten Nachfrage bei „DDR-sozialisierten“ Schwestern bedurfte.

Der Evangelische Diakonieverein Berlin-Zehlendorf e. V. und seine Schwesternschaft

Gegründet wurde der Evangelische Diakonieverein als „Verein zur Sicherstellung von Dienstleistungen der evangelischen Diakonie“ am 11. April 1894 in Elberfeld, heute Wuppertal, von dem Theologen und Leiter des Predigerseminars in Herborn, Prof. Dr. Friedrich Zimmer (1855–1919).³ Anders als bei den Diakonissenmutterhäusern war es nicht Ziel des Vereins, eine Schwesternschaft zu gründen, sondern vielmehr Frauen eine Berufsausbildung und damit eine Selbständigkeit zu ermöglichen. Friedrich Zimmer sah zum einen die unbefriedigende Situation der Töchter „gebildeter Stände“, zum anderen den Bedarf an ausgebildeten Schwestern sowohl in Krankenhäusern als auch in Gemeinden sowie die allgemeine soziale Not seiner Zeit. Beeinflusst durch die Frauenbewegung beschloss er Ausbildungsstätten, die „Diakonieseminare“, für christlich geprägte junge Frauen ohne den Zwang der Bindung an ein Mutterhaus zu schaffen.

³ ADV H 639.

Das erste Diakonieseminar für Krankenpflege nahm am 1. Juli 1894 seinen Lehrbetrieb in den Städtischen Krankenanstalten in Elberfeld unter der Leitung von Oberin Anna Margarethe van Delden (1858–1938) auf. Die eigentliche Gründung der Schwesternschaft vollzog sich erst eineinhalb Jahre später, am 6. Oktober 1895, mit der ersten Einsegnung von elf Diakonieschwestern in der Kirche in Werdorf bei Herborn. Hiermit war der „Schwesternverband“ gegründet. Dadurch erlangten die Schwestern, neben Lebensinhalt und -unterhalt durch die berufliche Tätigkeit in der Diakonie, den Rückhalt einer tragenden Gemeinschaft.⁴ Da die Zahl der Bewerbungen für eine Krankenpflegeausbildung stieg und der Bedarf von Krankenhäusern an ausgebildeten Schwestern hoch war, wurden bald auch in anderen Städten Diakonieseminare eingerichtet. Neben die Ausbildung in der Krankenpflege traten die Erziehungsarbeit und die „Wirtschaftsdiakonie“ (Küchen- und Hauswirtschaftsleitung). Später waren Diakonieschwestern auch in zahlreichen weiteren sozialen und kirchlichen Berufsfeldern tätig.

Im Verlauf der 120 Jahre ihres Bestehens entwickelte sich die Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins vielfältig. Gemäß dem Motto von Friedrich Zimmer: „Wir wollen dem Herrn dienen, indem wir den Bedürfnissen der Zeit dienen“, wandelten sich die Aufgaben und Strukturen. Während der Schwesternschaft zunächst nur ledige evangelische Frauen angehörten, war es später möglich, als verheiratete Schwester mit Anbindung an die Schwesternschaft im Verein zu bleiben. Seit 1993 gehören verheiratete Frauen und Mütter mit vollen Rechten zur Schwesternschaft. Auch das früher übliche gemeinsame Leben im Schwesternwohnheim bildet heute eher die Ausnahme. Das Selbstverständnis, „Leben und Beruf als Diakonie im Auftrag Jesu Christi“ zu verstehen⁵ sowie die Verbundenheit im christlichen Glauben und im schwesternschaftlichen Netzwerk sind jedoch geblieben. Dieses Netz-

⁴ ADV H 350 A, H 344 und H 342 A.

⁵ Das Selbstverständnis der Diakonieschwester, Berlin 1998; und: Ordnung der Schwesternschaft, Präambel, Berlin 2001.

werk konkretisiert sich zunächst in regionalen Zentren, den „Bezirken“. Diese entsprechen auch der historisch gewachsenen dezentralen Struktur der Schwesternschaft. Zentrum eines Bezirkes ist meist ein größeres Krankenhaus, in dem in der Regel die „Bezirksoberein“ als Pflegedirektorin tätig ist. Zum Bezirk gehören jedoch auch die weiteren Einsatzorte des Evangelischen Diakonievereins in dieser Region (z. B. weitere Krankenhäuser, Senioreneinrichtungen, ambulante Pflege) sowie die dort lebenden Diakonieschwestern. Der „Bezirksschwesternrat“ ist das gewählte Vertretungsgremium der Diakonieschwestern des jeweiligen Bezirks. Hier werden wichtige Dinge des schwesternschaftlichen Lebens vor Ort und Fragen der Schwesternschaft insgesamt beraten. Einmal im Jahr treffen sich Vertreterinnen der einzelnen Bezirksschwesternräte im Heimathaus in Berlin-Zehlendorf zum „Hauptschwesternrat“. Ein weiteres zentrales Treffen ist der mindestens einmal jährlich in Berlin stattfindende Schwesterntag, zu dem alle Diakonieschwestern eingeladen sind. Nach Absolvierung verschiedener Kurse zur diakonischen Bildung können Schwestern in einem Gottesdienst in „das kirchliche Amt der Diakonie“ eingesegnet werden. Eingesegnete Schwestern können am Schwesterntag in die „Verbandsschwesternschaft“ aufgenommen werden, die quasi den inneren, in besonderer Weise verantwortlichen Kern der Schwesternschaft darstellt. Der Schwesterntag ist gleichzeitig das Beschlussgremium der Schwesternschaft, ein Forum des Informationsaustausches und ein fröhliches Begegnungsfest, somit ein wichtiger Baustein des überregionalen Netzes. Weitere Elemente des Netzes sind die Informations- und Kontaktpflege vom „Heimathaus“ aus. Dieses ist nicht nur die Verwaltungszentrale, sondern vor allem zentrale Begegnungsstätte für die Schwesternschaft. Hier werden beispielsweise diakonische Kurse, fachliche Fortbildungen und Tagungen für die verschiedenen Zielgruppen der Gemeinschaft und andere Interessierte angeboten.

Nach dem Mauerbau im Jahre 1961 war es den Diakonieschwestern in der DDR nicht mehr möglich, zu den gemeinsamen Treffen nach Berlin-Zehlendorf zu kommen. Daher fand zusätzlich zum Schwesterntag in Zehlendorf nun jeweils am Folgetag ein Schwesterntag in der DDR statt,

zunächst einige Jahre in Wittenberg, ab 1966 in Berlin-Weißensee in der Stephanus-Stiftung.⁶ Auf diese Weise blieb der Kontakt weiter lebendig: Wenn schon die Schwestern aus dem Osten nicht mehr nach West-Berlin kommen konnten, so gingen die Schwestern aus dem Westen nach Wittenberg bzw. Ost-Berlin. Alle Veranstaltungen der Schwesternschaft, wie beispielsweise Hauptschwesternrat, Konferenz der Oberinnen und diakonisch-schwesternschaftliche Kurse, fanden nun für die Schwestern aus der DDR separat dort statt; Tagungen jedoch so weit möglich unter Beteiligung aus dem Westen.

Die Situation der Diakonieschwestern in Ostdeutschland

Die gegen Ende des Zweiten Weltkrieges einsetzende Flucht und Vertreibung aus den Gebieten im Osten betraf auch sehr viele Diakonieschwestern und die von ihnen betreuten Kranken, denn etwa ein Drittel aller Arbeitsfelder lagen dort. Darunter befanden sich große Krankenhäuser wie die Städtischen Krankenhäuser in Danzig und Stettin sowie etliche kleinere Häuser in Pommern, Ostpreußen, Schlesien sowie zahlreiche Gemeindegewerkschaften. Außerdem waren einige Krankenhäuser, in denen Diakonieschwestern gearbeitet hatten, schwer bis gänzlich zerstört, so etwa auf dem Gebiet der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und späteren DDR die Kinderklinik in Dresden, das Städtische Krankenhaus in Cottbus und das Städtische Krankenhaus Magdeburg-Altstadt. Ausweichkrankenhäuser wurden mehr oder weniger notdürftig eingerichtet, beispielsweise in Schulen, Gemeindehäusern, leer stehenden Gebäuden und nicht selten in einfachen Baracken.

Gekennzeichnet war die erste Nachkriegszeit zudem von einer allgemeinen Mangelsituation, die neben verschiedensten anderen Nöten auch die Ausbreitung von Infektionskrankheiten begünstigte. So fehlte es insbesondere dort, wo die Flüchtlingsströme aus dem Osten ankamen, an Krankbetten und an medizinischer und pflegerischer Versorgung. Zudem mussten Krankenhäuser neu mit Schwestern besetzt werden, in

⁶ ADV H 1312.

denen zuvor NS-Schwwestern gearbeitet hatten.⁷ So wurden die bereits seit 1896 mit Diakonieschwwestern besetzten Städtischen Krankenanstalten in Magdeburg-Sudenburg, in denen den Diakonieschwwestern 1935 gekündigt worden war, wieder übernommen.⁸ Das Gleiche geschah im Kreiskrankenhaus Seehausen/Altmark, in dem bereits von 1920 bis 1939 Diakonieschwwestern gearbeitet hatten.⁹ In Güstrow übernahmen Diakonieschwwestern 1945 das Städtische Krankenhaus, zu dem auch das Schloßkrankenhaus gehörte.¹⁰ Auch der Pflegedienst im Kreiskrankenhaus in Hagenow¹¹ und im Stadtkrankenhaus in Glauchau wurde Diakonieschwwestern übertragen sowie das in einem ehemaligen Erholungsheim eingerichtete Krankenhaus in Tabarz. In Häusern, die zuvor nicht ausbildeten, wurden Krankenpflegeschulen eingerichtet; etwa in den städtischen Krankenhäusern Mittweida (1945) und Arnstadt (1946). Doch bald schon wendete sich aufgrund der politischen Situation die Lage, und der staatliche Druck bewirkte, dass konfessionelle Schwesternschaften aus kommunalen Häusern weichen mussten, sei es, dass direkt der Gestellungsvertrag mit der Schwesternschaft gekündigt wurde oder dass sich die Schwesternschaft ihrerseits aus politischen Gründen zur Kündigung des Vertrags gezwungen sah. Kündigungen kamen zwischen 1948 und 1969 beispielsweise in folgenden, mit Diakonieschwwestern arbeitenden Häusern vor: Glauchau (1948),¹² Potsdam (1949),¹³ Cottbus (1949),¹⁴ Magdeburg-Sudenburg (1950),¹⁵ Lauchhammer (1950),¹⁶

7 Kracker von Schwartzfeld: Auftrag und Wagnis, S. 64 ff.; und: Katscher: Krankenpflege und das Jahr 1945.

8 ADV H 1420.

9 ADV H 234.

10 ADV H 551.

11 ADV H 633.

12 ADV H 396.

13 ADV H 231.

14 ADV H 218.

15 ADV H 1420.

16 ADV H 109.

Erfurt (1951),¹⁷ Merseburg (1951),¹⁸ Magdeburg-Altstadt (1953),¹⁹ Schönebeck/Elbe (1953),²⁰ Ilmenau (1953),²¹ das Heim für gehörlose Mädchen in Halle (1953),²² Bitterfeld (1954),²³ Arnstadt (1958),²⁴ Wolfen (1958),²⁵ Güstrow (1961/62),²⁶ Mittweida (1968)²⁷ und Bad Elster-Krankenhaus (1969)²⁸. Als einziges staatliches Krankenhaus mit Krankenpflegeausbildung blieb den Diakonieschwestern noch das Kreiskrankenhaus Hagenow, das 1977 aber auch aufgegeben werden musste.²⁹

In einzelnen Fällen übernahmen „freigestellte“ Diakonieschwestern die Pflege in Krankenhäusern in Westdeutschland: So wechselte beispielsweise im Jahr 1951 fast der gesamte Schwesternkreis aus Erfurt nach Mülheim an der Ruhr. Insgesamt verlagerte sich die Arbeit von Diakonieschwestern in der DDR in den kirchlichen Bereich, zu dem neben konfessionellen Krankenhäusern, kirchliche Gemeindegewerkschaften sowie Altenheime und Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen zählten. Gerade letztere überließ der DDR-Staat bevorzugt den kirchlichen Trägern. Dennoch wurden auch einige dieser Einrichtungen angefeindet bis hin zur Enteignung, so etwa im Jahre 1953 die Neinstedter Anstalten im Ostharz, worüber in Kapitel 4 Näheres berichtet wird. Ähnliches betraf auch nicht mit Diakonieschwestern besetzte, aber der Evangelischen Kirche gehörende Einrichtungen, bei-

17 ADV H 1425.

18 ADV H 227.

19 ADV H 1416 und H 877 (05.05.1953: Bericht betr. Krankenhaus Magdeburg-Altstadt).

20 ADV H 264.

21 ADV H 128 und H 877 (05.05.1953: Bericht betr. Krankenhaus Ilmenau).

22 ADV H 118 und H 877 (05.05.1953: Bericht betr. Halle, Burgstraße 29, Heim für gehörlose Mädchen).

23 ADV H 305.

24 ADV H 1291.

25 ADV H 291.

26 ADV H 1489.

27 ADV H 1293.

28 ADV H 1497.

29 Vgl. auch Kapitel 2.

spielsweise: erstens die Pfeifferschen Stiftungen zu Magdeburg-Cracau, zweitens das Bethlehemstift „Hüttengrund“ bei Hohenstein-Ernstthal in Sachsen, ein Erholungsheim für Tbc-gefährdete Kinder, genesende Mütter sowie ein Alters- und Rüstzeitheim, und drittens das Rüstzeitheim Krummenhennersdorf bei Freiberg in Sachsen. Die Hoffnungstaler Anstalten Lobetal bei Bernau in Brandenburg wurden im Mai 1953 polizeilich überprüft, jedoch nicht beschlagnahmt.³⁰

Kontaktpflege und Verwaltung

Um die bedrohten Arbeitsfelder des Diakonievereins in Ostdeutschland zu unterstützen, hatten bereits im Jahr 1946 einige der westlichen Schwesterngruppen Patenschaften übernommen. Ab 1949 wurde die Zuordnung vom Heimathaus systematisiert und immer wieder den jeweiligen Bedürfnissen angepasst. Nicht nur Krankenhäuser und Heime wurden einbezogen, sondern es entstanden auch Patenschaften zwischen Kirchengemeinden, in denen Diakonieschwestern als Gemeindegewerkschaften tätig waren. Die Patenschaften beinhalteten neben der materiellen Unterstützung vor allem die Pflege der zwischenmenschlichen Kontakte.³¹ Darüber hinaus stellte das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche Deutschlands (in der BRD) jedes Jahr einen bestimmten finanziellen Betrag zur Verfügung. Über die Schwesternschaft wurden persönliche „Patenschaften“ vermittelt, über die die finanziellen Leistungen in Form von individuellen Geschenken den in Ostdeutschland lebenden Diakonieschwestern zugutekamen. In der Praxis hieß das, dass die Schwester im Osten sich von ihrer Patenschwester im Westen etwas wünschen konnte.

³⁰ Braune: *Abseits der Protokollstrecke*, 2009, 74 f.; und: *Verband Evangelischer Diakonien-, Diakoninnen und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland* (Hrsg.): „Vierzig Tage in der Wüste“, 2013; und: *Verband Evangelischer Diakonien-, Diakoninnen und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland* (Hrsg.): *Umbrüche 1953*, 2013.

³¹ ADV H 1333.

Wie bereits erwähnt, wurde aufgrund der Teilung Deutschlands eine eigene Verwaltung der Schwesternschaft in Ostdeutschland nötig. Zunächst war bei Kriegsende die „Ostzone“ vom Heimathaus in Berlin-Zehlendorf gut zu erreichen, weit besser als die drei „Westzonen“, die nun über die gegen Ende des Krieges bereits geschaffene Zweigstelle in Göttingen betreut wurden. 1948 wurde allerdings vorsorglich Oberin Elise Wüllenweber (1888–1980)³², Bezirksoberein in Magdeburg, zur Bevollmächtigten des Vorstandes ernannt, um selbständig Verwaltungsaufgaben zu übernehmen. Superintendent Hülsen (1893–1967) wurde geistlicher Kurator der Schwesternschaft.³³ Im Zuge der Währungsreform kam es 1948 zur Einführung unterschiedlicher Währungen in Ost- und Westdeutschland. Aufgrund dessen war es auf Dauer nicht mehr machbar, alle Zahlungen der Arbeitgeber an die Schwesternschaft beziehungsweise der Schwesternschaft an die Schwestern über das Heimathaus abzuwickeln. 1950, nachdem Diakonieschwestern aus dem Städtischen Krankenhaus in Magdeburg-Sudenburg entlassen worden waren, richtete Oberin Wüllenweber im Evangelischen Säuglingsheim in Magdeburg die „Zweigstelle Magdeburg des Evangelischen Diakonievereins“ ein. Über diese „Zweigstelle“, die weiterhin auf Weisungen aus dem Heimathaus arbeitete, liefen ab 1951 die Zahlungen. Ab 1953 wurde diese Situation kritisch, und es musste zumindest äußerlich eine getrennte Verwaltung für die Schwesternschaft im Osten geschaffen werden. So wurde aus der Zweigstelle des Vereins deren Verwaltungsstelle in der DDR. Um die Arbeit der Schwesternschaft innerhalb der DDR nicht zu gefährden, durfte in der Bezeichnung weder der Begriff „Verein“ noch der Ort „Zehlendorf“ genannt werden. Auch musste die Schwesternschaft in der DDR sich formal eine von Berlin-Zehlendorf unabhängige Struktur geben. Fortan hieß sie nun „Diakonieschwesternschaft“. Sie stellte sich als eine Fachabteilung unter den Schutz des Dia-

³² Genannt „Lisbeth“.

³³ Vortrag von Oberin Schulze auf dem Schwesterntag am 17.04.1991 in Berlin-Weißensee, in: ADV W 6849.

konischen Werkes der Evangelischen Kirchen in der DDR³⁴ und erhielt eine Arbeitsstelle in einem Centralausschuss räumlich angegliederter Altenheim in der Schönhauser Allee in Berlin.³⁵ Dort fanden „inoffizielle“ Ost-West-Treffen statt, zum Beispiel Treffen mit dem Vorstand des Diakonievereins aus Berlin-Zehlendorf.

Zunächst konnten noch gemeinsame Konferenzen abgehalten werden, was 1961 mit dem Mauerbau endete.³⁶ Die Aufgaben der Verwaltungsstelle in Magdeburg, die seit dem Ruhestandsbeginn Oberin Wüllenwebers im Jahr 1951 von Oberin Elli Schulze (1914–1999) geleitet wurde, wurden erweitert und eine separate Ost-Oberinnenkonferenz gebildet. Die DDR-Verfassung von 1968 erklärte die Mitgliedschaft in Institutionen, die außerhalb des Staatsgebietes der DDR lagen, als illegal. Dies betraf einerseits die Mitgliedschaft in der EKD für die Kirchenmitglieder in der DDR, weshalb im Juni 1969 der „Bund Evangelischer Kirchen in der DDR“ (BEK) gegründet wurde, es betraf jedoch gleichermaßen die Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins. Somit wurde die „Diakonieschwernerschaft in der DDR“ ab 1968 juristisch eine selbständige, von Berlin-Zehlendorf unabhängige Gemeinschaft.³⁷ Ihr Rechtsträger war nun das Diakonische Werk des Bundes Evangelischer Kirchen in der DDR. Ab April 1968 übernahm Ephorus (später Oberkonsistorialrat) Lic. Paul Wätzel das Amt des „geistlichen Kurators“ für die Diakonieschwernerschaft.³⁸ Aus einem Aktenvermerk von Oberin Ursula von Dewitz vom 16.09.1974 geht hervor, dass Pastor Werner Braune³⁹, damaliger Landespastor für Diakonie in Mecklenburg, dieses

34 Dieses hieß vorher: Centralausschuss für Innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche.

35 ADV H 1421.

36 Vgl. Vortrag von Oberin Schulze auf dem Schwesterntag am 17.04.1991 in Berlin-Weißensee, in: ADV W 6849.

37 Gesetzesblatt der DDR, Teil II Nummer 122 vom 22.12.1967. Kopie in: ADV W 6849.

38 ADV W 6672.

39 Werner Braune wurde 1936 in Lobetal geboren. Nach dem Studium der Theologie in Berlin Vikar in der Prignitz und der Niederlausitz, anschließend Landespfarrer für

Amt zum Oktober 1974 übernehmen würde, da die Schwesternschaft in Not sei und er sie als „profilierter Schwesternschaft“ erhalten wolle.⁴⁰

Mit dem Ruhestand von Oberin Elli Schulze (1914–1999) wurde zum 1. Januar 1979 Oberin Dorothea Demke Leiterin der Verwaltungsstelle in Magdeburg. Diese wurde nun nach Wittenberg verlegt, da Oberin Demke gleichzeitig Oberin des Paul-Gerhardt-Stiftes in Wittenberg war. Die Verwaltungsstelle blieb in Wittenberg, bis Oberin Demke die Pflegedienstleitung des Paul-Gerhardt-Stiftes an ihre Nachfolgerin, Oberin Hella Meyer, übergab. Mit ihrem Weggang von Wittenberg im Sommer 1989 zog die Verwaltungsstelle wieder nach Magdeburg zurück. Dass es im selben Jahr noch zur politischen „Wende“ in der DDR kommen würde, ahnte zu diesem Zeitpunkt in Magdeburg niemand. Der „Fall“ der Mauer kam für viele überraschend und war ein meist beglückendes Erlebnis. Bereits ein Jahr nach dem Umzug der Verwaltungsstelle nach Magdeburg, am 13. Oktober 1990, gaben der Vorstand des Evangelischen Diakonievereins, der Hauptschwesternrat und die Oberinnenkonferenz der Diakonieschwernerschaft der ehemaligen DDR eine gemeinsame Willenserklärung ab. Darin heißt es:

„Wir haben uns immer als eine Schwesternschaft verstanden und wollen auch im vereinigten Deutschland eine Schwesternschaft sein. Es war nur die politische Teilung Deutschlands und die damit

Diakonie in Mecklenburg. Von 1979 bis 2001 Direktor der Stephanus-Stiftung in Weißensee und Vorsitzender Hauptausschusses des Diakonischen Rates vom Diakonischen Werk – Innere Mission und Hilfswerk – der Evangelischen Kirchen in der DDR. Für seinen Einsatz für die Menschenrechte in der DDR erhielt Pastor Werner Braune unter anderem das Bundesverdienstkreuz.

⁴⁰ ADV W 6672. Ursula von Dewitz führte aus: „Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er wahrscheinlich in Wittenberg unsere Belange sehr bald wird vertreten müssen, wenn es zu Verhandlungen über Einzelverträge und Schwesternschaft kommt.“ Vgl. auch ADV W 7413, Protokoll vom Schwesterntag in Berlin-Wilhelmshagen, 02.11.1974, in dem Oberin Elli Schulze vermerkt, dass Oberin Anne Heucke den „Landespastor Braune als neuen geistlichen Kurator“ begrüßt.

verbundene gegensätzliche politische Entwicklung, die zu unterschiedlichen Strukturen in der Ost- und der West-Schwesternschaft geführt hatte. Wir nehmen uns vor, bis zum 31.12.1991 den Prozeß zur Überwindung dieser Unterschiede abzuschließen.“⁴¹

Nachdem im April 1991 die „Wiedervereinigung der Diakonieschwesternschaft in den neuen Bundesländern mit der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins in den alten Bundesländern“ beschlossen worden war, wurde die Verwaltungsstelle im November desselben Jahres aufgelöst und ihre Aufgaben wieder in das Heimathaus in Zehlendorf integriert.⁴²

Rentenfragen und das Jahr 1975

1974 kam es zu einer einschneidenden Veränderung der rechtlichen Stellung der Diakonieschwestern. Zur Erklärung ist vorzuschicken, dass Diakonieschwestern keine „Arbeitnehmerinnen“ im üblichen arbeitsrechtlichen Sinne sind. Vielmehr sind sie Mitglieder einer kirchlichen Gemeinschaft und arbeiten aus „caritativen Gründen“ auf vereinsrechtlicher Grundlage. Das heißt, sie haben keinen Arbeitsvertrag mit der Einrichtung, in der sie tätig sind, sondern sie werden über einen Gestellungsvertrag, den die Schwesternschaft mit der jeweiligen Einrichtung abschließt, vom Diakonieverein beschäftigt. Dennoch sind Diakonieschwestern in der Bundesrepublik und der DDR wie normale Arbeitnehmerinnen pflichtrentenversichert. In der DDR waren sie dies nur bis 1958.⁴³ Danach erfolgte, außer bei den Schülerinnen, gemäß der „Macher-Verordnung“ für „kirchliche Beschäftigungsverhältnisse“, die „auf Lebenszeit“ angelegt waren, eine freiwillige Rentenversicherung.⁴⁴ Diese frei-

41 ADV W 6849.

42 Vgl. „Die Diakonieschwester“, 88. Jg., 3/1992, 59.

43 ADV: W 5155.

44 Gesetzblatt der DDR Teil I Nr. 8/1958, Seite 84.

willigen Versicherungsjahre wurden zunächst voll als Versicherungszeit anerkannt.

Gemäß einer Bestimmung von 1972 sollten dagegen für die Berechnung der Mindestrente nur noch die Jahre der Pflichtversicherung gelten. Diskutiert wurde daraufhin, ob künftig die Verfahren der freiwilligen Versicherung grundsätzlich in Frage gestellt werden würden. Nach entsprechenden Beratungen in der Konferenz der Oberinnen und Seminarleiterinnen sah sich die Diakonieschwesternschaft deshalb gezwungen, das System der Gestellungsverträge in der DDR aufzugeben.⁴⁵

Ein Sonderschwesterntag der Diakonieschwesternschaft im November 1974 in Berlin-Wilhelmshagen verabschiedete die geänderten Ordnungen der Schwesternschaft. Dabei betonte Oberin Heucke⁴⁶ abschließend, dass „trotz Strukturveränderung Schwesternschaft weiter gelebt werden soll“ und man in zwei Jahren mehr darüber wissen werde, „wie sich die neue Form bewährt“ habe.⁴⁷ Auf dieser Grundlage wurden ab dem Jahr 1975 einzelne Arbeitsverträge zwischen den Schwestern und ihren Arbeitgebern geschlossen, um ihre Altersversorgung nicht zu gefährden. Neu war, dass jede Diakonieschwester in der DDR einen individuellen Arbeitsvertrag erhielt. Diese Verträge regelten das neu definierte Arbeitsverhältnis. Dazu kam ein Zusatzvertrag, in dem schwesternschaftliche Belange, wie das Tragen der Tracht, die Freistellung zur Ausübung schwesternschaftlicher Aufgaben und vieles andere mehr geordnet wurden. Zur Unterstützung von Gemeinschaftsaufgaben zahlten die Schwestern fortan, gestaffelt nach Zugehörigkeitsjahren, einen Schwesternschaftsbeitrag. Für die Schülerinnen galt entsprechend ein

45 ADV: W 5155 und W 5059.

46 Oberin Heucke war ab 1972 Referentin für weibliche Diakonie und Schwesternschaftsfragen in der Geschäftsstelle der Inneren Mission und Hilfswerk, Berlin, Schönhauser Allee 59. Zudem übernahm sie seit 1979 zusammen mit Oberin Dorothea Demke und Pastor Werner Braune die Leitung der Diakonieschwesternschaft der DDR. Zusätzlich übernahm sie Aufgaben für den Verband der Evangelischen Diakonie in der DDR.

47 ADV: W 5059: Protokoll des Schwesterntages in Berlin-Wilhelmshagen am 02.11.1974.

Ausbildungsvertrag, abgestimmt auf die Regelungen der konfessionellen Ausbildung, und eine Zusatzvereinbarung. Wenn möglich, wurde eine zusätzliche Vereinbarung zwischen der Schwesternschaft und der Einrichtung geschlossen, in der dem schwesternschaftlichen Leben Raum gegeben wurde.

Konzept und Aufbau der Arbeit

Erstmalig werden in der vorliegenden Arbeit die Lebensumstände und die Arbeitserfahrungen von Diakonieschwestern in den unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern in den Blick genommen. Inwieweit sich die schwesternschaftlichen Strukturen und die für die Pflege typischen Arbeitsabläufe im Osten Deutschlands von denen im Westen unterscheiden, kann in dieser Arbeit nicht hinreichend ergründet werden. Die Ausführungen geben vielmehr rein deskriptiv die subjektiven Aussagen der befragten Schwestern wieder.⁴⁸ Diese waren zeitabhängig und beziehen sich auf die DDR-spezifischen politischen Situationen sowie deren Auswirkungen auf die Schwestern. Die Jahre 1953, 1961 und 1989 waren meist von besonderer Bedeutung. Die ältesten der interviewten Schwestern konnten noch aus der Kriegs- und frühen Nachkriegszeit berichten.

Um die zitierten Interviewaussagen für die Lesenden in einen nachvollziehbaren Zusammenhang zu stellen, werden den einzelnen Kapiteln jeweils kurze Sachinformationen vorangestellt. Bewusst werden die Ausführungen der Interviewten als solche nicht interpretiert, da jede Aussage ein authentisches Mosaiksteinchen zum Ganzen liefert. Obwohl die Mehrzahl der Schwestern in Krankenhäusern tätig war, wurden auch die Arbeitsfelder außerhalb der Kliniken berücksichtigt, um die Vielfalt der Einsatzgebiete und damit die Unterschiedlichkeit der beruflichen Erfahrungen lebendig werden zu lassen.

⁴⁸ Teilweise wurden nach Rücksprache mit den betreffenden Schwestern Anonymisierungen vorgenommen, die im Zeitzeugenarchiv des Evangelischen Diakonievereins hinterlegt sind.

Das Buch beginnt mit dem Themenbereich „Nachkriegserleben“ (Kapitel 1), fährt fort mit dem Themenbereich „Politische Repressionen“ (Kapitel 2) und thematisiert anschließend die Aspekte „Arbeiten, Wohnen und gemeinsames Leben“ (Kapitel 3). Es folgen Ausführungen, die sich mit den beruflichen Erfahrungen von Diakonieschwestern außerhalb der Kliniken, beispielsweise in der Arbeit mit behinderten Menschen oder in der kirchlichen Sozialarbeit (Kapitel 4), beschäftigen. Abschließend kommen die Diakonieschwestern mit ihren Erlebnissen in der „Wende“-Zeit (Kapitel 5) zu Wort.

Margret Rösen
Diakonieschwester

1. Lebensumstände der Diakonieschwestern in Ostdeutschland

Am 8. Mai 1945 endete der vom nationalsozialistischen Deutschland ausgehende Eroberungs- und Vernichtungskrieg, der im Herbst 1939 mit dem Überfall auf Polen begonnen hatte. Die bedingungslose Kapitulation gegenüber den vier Siegermächten Sowjetunion, USA, Frankreich und England führte laut den Beschlüssen der Londoner Konferenz vom 14. September 1944 zu neuen Grenzen, vier Besatzungszonen und die mit einem Sonderstatus in vier Sektoren geteilte Stadt Berlin. Die Zerstörungen in Deutschland und Europa waren enorm; zu beklagen waren viele Millionen Tote. Die meisten der Ermordeten waren jüdischen Glaubens, Sinti und Roma oder Menschen mit Beeinträchtigungen gewesen. Viele von ihnen stammten aus Ost- und Südosteuropa, insbesondere aus Polen und der Sowjetunion. Rund elf Millionen Soldaten befanden sich am Ende des Krieges noch in alliierter Gefangenschaft, und zahllose Überlebende aus den Konzentrations- und Arbeitslagern sowie Fremdarbeiter, Verschleppte und Evakuierte kämpften um ihr tägliches Überleben. Viele der Überlebenden waren noch Kinder und Jugendliche, und die Mehrheit der Erwachsenen war weiblich. Deutschland stand noch jahrelang nach der Befreiung von der nationalsozialistischen Diktatur am Rande einer Hungerkatastrophe.⁴⁹ Die spezifischen Belastungen, unter denen die Menschen im Osten Deutschlands, in der sowjetisch besetzten Zone (SBZ), zusätzlich litten, waren die Zerstörung traditioneller Handelsbeziehungen, beispielsweise zum Ruhrgebiet und nach Oberschlesien sowie das Fehlen von Rohstoffen wie Kohle und Erz für den Aufbau einer neuen industriellen Produktion. Wirtschaftlich stimulierende Zahlungen, wie die des Marshall-Plans im Westen, kamen dem Osten nicht zugute. Während der Aufbauphase des neuen Staates kam es zudem zu dramatischen Arbeitskraftverlusten durch Abwanderungen in die westlichen Besatzungszonen, die Demontageverluste

⁴⁹ Greschat: Die evangelische Kirche, 2001, 11.

1. Lebensumstände der Diakonieschwestern in Ostdeutschland

waren höher als im Westen, ebenso die zu erbringenden Reparationsleistungen.⁵⁰ Nicht zuletzt seien die besonderen Umstände der Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im Ostteil Deutschlands erwähnt:⁵¹ Die SBZ/DDR hatte im Verhältnis zur ortsansässigen Bevölkerung „die größte Zahl von Flüchtlingen und Vertriebenen aufzunehmen“; so war hier fast jeder vierte Bewohner im Jahr 1949 Flüchtling oder Vertriebener.⁵² Im Gegensatz zum Westen wurde in Ostdeutschland die Forderung nach Assimilation der Flüchtlinge erhoben, während im Westen eine Rückkehr in die Heimat als Möglichkeit im Raum stehen blieb. Die Umsiedlerpolitik der SBZ/DDR stieß bei den Betroffenen durch die Gleichzeitigkeit von verordneter Assimilation und gefordertem Heimatverzicht auf Ablehnung.⁵³ Die Selbstbezeichnung als „Flüchtling“ stand stets im Gegensatz zur in der SBZ/DDR politisch verordneten Bezeichnung „Umsiedler“⁵⁴ oder „Neubürger“. Doch in der Alltagssprache blieb die Bezeichnung „Flüchtling“ weiterhin im Gebrauch.⁵⁵

Der Kalte Krieg verdrängte in Ostdeutschland bald das Thema der Integration dieser zwangszugewanderten Menschen, und der „sowjetzonale Umsiedlerbegriff“ wurde durch die „Sprachpolitik der DDR“

50 Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 2008, 89. Dagegen hält Helga Grebing die These aufrecht, dass das Scheitern des Sozialismus in der DDR nicht auf deren ökonomische Rückständigkeit oder gar auf die „Ausplünderung“ durch die Sowjetische Besatzungsmacht zurückgeführt werden kann. In: Grebing: Geschichte der sozialen Ideen in Deutschland, 2000, 516.

51 Vgl. Benz: Legenden, Lügen, Vorurteile, 1995, 83–88; Schwartz: Vertriebene, 2004; Holz: Evakuierte, 2003.

52 Holz: Evakuierte, 2004, 6 f. Der so genannte „Formelkompromiß“ des Begriffspaares von „Flüchtlinge und Vertriebene“ wird häufig benutzt, auch wenn er die Erfahrungen von „Zwangsumgesiedelten“ oder von „heimatlosen Heimkehrern“ ausschließt. In: Schwartz: Vertriebene, 2004, 3. Vgl. auch Holz: Evakuierte, Flüchtlinge und Vertriebene auf der Insel Rügen 1943–1961, 2003.

53 Imke Sturm-Martin: Rezension über: Schwartz: Vertriebene, in: www.H-Soz-Kult, 13.12.2004.

54 Über die „Klippen der Terminologie“ vgl. Schwartz: Vertriebene, 2004, 3–6.

55 Holz: Evakuierte, 2004, 10.

bald durch „Sprachlosigkeit“ ersetzt.⁵⁶ In den meisten Familien in West- und Ostdeutschland wurde über die Barbarei der Nationalsozialisten geschwiegen. Im subjektiven Erleben wurde das Ende des Zweiten Weltkriegs von vielen Zeitgenossen als ein Zusammenbruch und nicht als Befreiung empfunden.⁵⁷

1.1 Nachkriegserleben

In den Interviews mit Diakonieschwestern wurden der Nationalsozialismus und das Ende des Zweiten Weltkrieges mit seinen Folgen als ein Einschnitt in die eigene persönliche Entwicklung beschrieben. So erinnerten sich beispielsweise die älteren der befragten Schwestern an die Verluste naher Angehöriger durch Tod und an Gewalterlebnisse. Vergewaltigungen wurden von keiner der in diesem Interviewprojekt befragten Schwestern berichtet. Doch nach 60 Jahren des Schweigens über die an ihr verübte Gewalt, berichtete die Diakonieschwester Margarete Boeters 2007 in einem Buch über ihr Schicksal.⁵⁸ Zudem belegen neuere Forschungen zur Diakoniegeschichte vielfach Vergewaltigungen.⁵⁹ Häufig genannte andere Themen der Erinnerungen im Interviewprojekt waren Hunger, zahlreiche Ortswechsel, bedrängende Wohnverhältnisse sowie intensive Fremdheitsgefühle. Letztere wurden häufig durch Anfeindungen und Ausgrenzungen der ortsansässigen Bevölkerung verstärkt, die ebenso wie die Flüchtlinge unter Verlusten und Entbehrungen litten. Nicht immer gaben sie bereitwillig von dem Wenigen, was zum Leben blieb, ab. Ein damals gängiger ironisch-distanzierender Merksatz der Einheimischen über die Eigenarten der Flüchtlinge wird im Stadtmuseum der Kleinstadt Havelberg in Sachsen-Anhalt gezeigt. Er lau-

⁵⁶ Schwartz: Vertriebene, 2004, 4.

⁵⁷ Hülsemann: Wer waren eigentlich die Juden? In: Bode: Nachkriegskinder, 2005, 206–217, 210 f.

⁵⁸ Boeters: Mein langer Weg, In: Drößler et al. (Hrsg.): Erzähl mir für morgen, 2007, 93–97.

⁵⁹ Lieselotte Wolff in: Neumann: Die Westfälische Diakonienanstalt, 2010, 295.

1. Lebensumstände der Diakonieschwestern in Ostdeutschland

tet: „Wir kommen aus dem Osten und suchen einen Posten. Die Papiere sind verbrannt, den Führer haben wir nie gekannt.“⁶⁰ Die hierin ausgesprochenen Unterstellungen und Vorurteile verstärkten bei den Neuankömmlingen die generelle Verunsicherung. Ein ausgeprägtes Bedürfnis nach materieller Sicherheit und existentieller Stabilität waren die Folge.

Oberin Liselotte Katscher (1915–2012) erlebte das Ende des Zweiten Weltkrieges in Cottbus. Sie erinnerte sich:

„Am 15. Februar 1945 um die Mittagszeit war der Angriff auf Cottbus. Er traf uns zu einem Zeitpunkt, da die Russen schon bei Forst standen und das Krankenhaus bis unter das Dach mit schwerkranken Flüchtlingen belegt war. Nach dem Angriff gab es keinen einzigen Raum auf dem ganzen Gelände mehr, der noch benutzbar gewesen wäre. Es ist nie festgestellt worden, wieviel Menschen ums Leben kamen. Wir wollen hier unserer Schwestern und Schülerinnen gedenken, die wir auf dem Cottbusser Friedhof betten mussten. Die letzte wurde erst drei Wochen nach dem Angriff zufällig von Straßenarbeitern gefunden.“⁶¹

Auch Oberin Martha Wilkens erlebte im Mai 1945 Schreckliches. Sie wanderte zu Fuß durch Mecklenburg, um einzelne Diakonieschwestern zu besuchen und kam Anfang Mai 1945 nach Demmin. Die Stadt war der Roten Armee kampflos übergeben worden. Oberin Wilkens berichtete, dass noch nach der Übergabe der Stadt Hitlerjungen vier russische Offiziere „rücklings erschossen und die Peenebrücke gesprengt“ hatten. Die Rote Armee reagierte mit Gewalttaten, Plünderungen, Vergewaltigungen sowie Brandstiftungen. Ein Großteil der dortigen Bevölkerung tötete sich durch Ertränken in der Peene und Tollense.⁶² Oberin Martha Wilkens traf die schwer misshandelten Diakonieschwestern im Städti-

⁶⁰ Prignitz-Museum Havelberg.

⁶¹ ADV H 614.

⁶² Vgl. Huber: Kind, versprich mir, 2015.

schen Krankenhaus der Stadt an: „Sie hatten Furchtbares durchgemacht [und] waren von den Russen alle drei schwer gequält worden, was man im Einzelnen nicht schriftlich schildern kann.“⁶³

Mehr als die Hälfte der für dieses Buch interviewten Schwestern hatte aufgrund ihres Alters den Zweiten Weltkrieg noch direkt miterlebt; von ihren Erfahrungen in der Kriegs- und Nachkriegszeit handelt der folgende Abschnitt.

Oberin Anne Heucke (*1924) erlebte das Kriegsende im Mai 1945 auf dem Weg von ihrem letzten Arbeitsdienstlager,⁶⁴ als sie mit ihrer Freundin zu Fuß nach Parchim, einer Kleinstadt in Mecklenburg, unterwegs war:

„Da waren die Straßen voll mit Flüchtlingen, mit LKWs, mit Militär [...] es war schlimm, und ein LKW-Fahrer, der hielt in unserer Nähe und guckte aus dem Fenster raus und sagte: ‚Wo ist Deutschland?‘ Dieses Wort, das war für mich eigentlich der Beginn, dass dieser Krieg vorbei war.“⁶⁵

Der von Oberin Heucke gebrauchte Begriff „Flüchtlinge“ war, wie oben erwähnt, in der späteren DDR politisch nicht erwünscht, dennoch empfanden die interviewten Diakonieschwestern die Menschenschlangen, die in Richtung Westen zogen, als Flüchtlingsströme. Ihre persönlichen Verluste beschrieb Oberin Heucke in knappen Worten, denn neben dieser eben zitierten Beobachtung fremder Menschen auf der Flucht, erlebte sie auch persönlich, wie es sich anfühlte, das eigene Haus und vorübergehende Unterkünfte immer wieder verlassen zu müssen, denn „wir waren inzwischen auch enteignet.“ Ihr Vater kam für drei Jahre in

⁶³ ADV: Schwesternakte Martha Wilkens, Bericht Mai 1945.

⁶⁴ Zum Thema „Reichsarbeitsdienst“: vgl. Benz, Wolfgang: Vom freiwilligen Arbeitsdienst zur Arbeitsdienstpflicht. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 16 (1968) 4, 317–346.

⁶⁵ Interview mit Anne Heucke am 11.02.2014.

1. Lebensumstände der Diakonieschwestern in Ostdeutschland

russische Gefangenschaft, und sie wurde „aus dem Haus [...] mehrfach von den Russen vertrieben. Wir sind oft umgezogen.“

Schwester Rosemarie Koop, wie Oberin Anne Heucke zu Kriegsende 21 Jahre alt, fand ebenfalls ungünstige Umstände vor. Ihre Familie war in Schwerin bei einer befreundeten Familie untergebracht, doch die Raumnot dort führte zu einer insgesamt angespannten und gereizten Atmosphäre. Insgesamt erinnerte sie sich an die Nachkriegszeit als „große Notzeit“, in der sie jeden Tag Brot aufsparte, es trocknete und nach Hause schickte, denn „meine vier Geschwister mussten ja auch ernährt werden“. Ihre Mutter hatte in der Notunterkunft keine Möglichkeit zu kochen. Bei dem vor Ort wohnenden Onkel von Schwester Rosemarie konnte die Mutter immerhin im Backofen „irgendwelches zusammengebrautes Mittagessen“ zubereiten und Brot aus Zuckerrübenschnitzeln backen.⁶⁶

Auch Schwester Heidi Fromhold-Treu, die das Kriegsende als 17-Jährige erlebte, erinnerte sich an mehrfach erzwungene Ortswechsel, die sie nach Mecklenburg brachten: „Wir sind eine baltische Familie seit Jahrhunderten, siedelten erst um in das Posener Gebiet, flüchteten 1945 und landeten in Mecklenburg. Wir landeten durch die Flucht in einem kleinen Dorf und hatten dort sozusagen leere Hände.“⁶⁷ Schwester Margret Roch wurde als 13-Jährige im Februar 1945 zum sogenannten „Bahnhofsdiens“ am Neustadter Bahnhof in Dresden eingeteilt, als durch alliierte Luftangriffe auf Dresden rund 25.000 Menschen starben und große Teile der Innenstadt sowie der Infrastruktur Dresdens zerstört wurden. Sie erinnerte sich: „Ich hatte gerade in der Nacht, wo der Angriff war, 13. Februar [...] keinen Dienst. Die Klassenkameraden von der Parallelklasse, die da in der Bombennacht Dienst hatten, da sind einige in den Trümmern geblieben.“⁶⁸

⁶⁶ Interview mit Rosemarie Koop am 08.04.2014.

⁶⁷ Interview mit Heidi Fromhold-Treu am 19.03.2014.

⁶⁸ Interview mit Margret Roch am 26.08.2014.